Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 29 (1949-1950)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Kultur und Tradition

Das von der *Kuratel* der Familie *Hirzel* veröffentlichte Werk *Familienbildnisse aus vier Jahrhunderten* ist in den Kreisen, denen *Kultur und Tradition* am Herzen liegen, freudig aufgenommen worden [1]).

Peter Walter Hintermann-Hirzel schildert in zwei gediegenen Skizzen Leben und Werk zweier Vertreter der Familie, deren Malkunst sich vereinzelt zu «bemerkenswerten und beglückenden Schöpfungen» erhoben. In einem fein abgewogenen Überblick gibt sodann der Kunsthistoriker Dr. *Richard Zürcher* Auskunft über den Wandel der Porträtkunst im Lauf der Jahrhunderte: im Zeitalter des Barocks das Repräsentationsbild, im Rokoko die Wendung «zum Intimen und Entspannten», im späten 18. Jahrhundert die «seelenvolle Empfindsamkeit» und schließlich «der individuelle Persönlichkeitskultus» des Klassizismus. Diesen Prinzipien folgten die Maler, die uns Vertreter der Familie Hirzel aus vier Jahrhunderten in buntem Wechsel vor Augen führen: Staatsmänner und Gelehrte, würdevolle Offiziere, unnahbare Frauen und modisch gekleidete Kinder. Wie Dr. *Hans Schultheß* sehr richtig feststellt, verhalfen «finanzielle Unabhängigkeit, einflußreiche Verwandtschaft, vorab aber persönliche Tüchtigkeit und Integrität dem mächtig aufstrebenden Geschlecht in der Folge zu einer Machtstellung im öffentlichen Leben» (NZZ Nr. 1989, 1949).

Trotz der von Richard Zürcher festgestellten zeitlosen zürcherischen Nüchternheit erlebte die Porträtkunst in den Mauern der Stadt eine beachtliche Blüte. Namen von Klang, wie Samuel Hoffmann, Dietrich Meyer d. Ä., Oelenheinz und Diogg sind mit vortrefflichen Beweisen ihrer Kunst vertreten, so daß das Buch, auch rein kunstgeschichtlich betrachtet, wertvoll ist.

In den letzten Jahren sind in Zürich eine Reihe schöner, alter Bauten in pietätloser Weise der Spitzhacke zum Opfer gefallen. Da wollen wir doppelt froh sein, daß wenigstens Porträte dem blinden Zugriff noch entrinnen können und Familien da sind, die sich der *Verpflichtung* bewußt sind, welche der Besitz von Familienbildern auferlegt. Wir erinnern uns an die schönen Worte, die Rudolf von Tavel den Familienporträts gewidmet hat: «... ich fühle, daß sie mir auf die Finger schauen und ihre Blicke halten mir vor, was ich ihnen schulde». Gleiche Gedanken äußert Reinhold Schneider in seiner Betrachtung «Unmöglich ist, was Edle nicht vermögen», wenn er schreibt: «Es geht um eine bestimmte Art zu sein, zu denken, von der Vergangenheit her zu leben; um Menschen, deren Tun und Trachten bestimmt ist, von dem Bewußtsein, in der Kette der Geschlechter zu stehen, empfangen zu haben, um zu geben und weiterzugeben; um Menschen endlich, die mit ihren Vorfahren auf du und du standen und sich unter ihren prüfenden Blicken wußten».

Fritz Rieter

Von Bach zu Beethoven

Das 75 Seiten umfassende, in seiner Schlichtheit und drucksauberen Aufmachung zur Lektüre einladende Bändchen der Sammlung *Klosterberg* zeigt einem künftigen Nägeli-Biographen ein Kapitel auf, das dieser nicht vernachlässigen darf, wenn er

---

[1]) Familienbildnisse aus vier Jahrhunderten. S. Hirzel Verlag, Zürich 1949.

ein abschließendes Bild des Schweizer Komponisten und Sängervaters vermitteln will: dessen musikkritische Tätigkeit [1]). Sie ist niedergelegt in zehn Vorlesungen, die Nägeli 1823/24 in Süddeutschland hielt und zwei Jahre später im Cottaschen Verlag unter dem Titel *Vorlesungen über Musik mit Berücksichtigung der Dilettanten* herausgab. Aus den einzelnen Vorlesungen, die über die Theorie der Vokal- und Instrumentalmusik, das Virtuosentum, die Kunsterziehung, die Kritik, und speziell über das Wesen bedeutender Komponisten wie Bach, Mozart und Beethoven handeln, greift Reich die Ausführungen heraus, die eben die genannten Kunstgrößen zum Gegenstand haben, in deren Gesellschaft auch Philipp Emanuel Bach einen Ehrenplatz erhält.

Nägeli zeigt sich in diesen Untersuchungen als ein ungewöhnlich penetranter Deuter musikalischer Kunst, besonders nach der formalen Seite hin. Daß von dieser Seite her «von Bach bis Beethoven» Großes aufzuzeigen ist, wer wollte es bezweifeln? Wie es aber Nägeli aufzeigt, und dazu noch vor Nicht-Musikern, das gestaltet die Lektüre dieser Vorlesungen auch heute noch fesselnd und — im großen und ganzen — gewinnbringend. Wohl hat ja die Wechselbeziehung von Form und Inhalt der Kunstdeutung von jeher leidige Rätsel geboten, und bei der Besprechung von Beethoven sieht sich auch Nägeli frontal vor das Problem gestellt. Er ist aber doch nicht so weit formalistisch beschränkt, daß er hier versagen würde. Er spürt die Überlegenheit des Erfinderischen über das Kombinatorische und gibt sich nur vorübergehend eine Blöße, wo er sein Bedauern durchblicken läßt, daß der gewaltige Symphoniker es an «Vertiefung in kontrapunktische Kombinationen» habe fehlen lassen. Die Stelle tut nur dar, wie eigenständig Nägelis Kunstdeutung ist. Er bezieht seine Anschauung nirgends her, er spricht keinem Kritiker nach. Daß er auf diesem Privatweg auch bei der Beurteilung Mozarts in unwirtliches Gelände gelangt, wirkt mehr erstaunlich im Resultat als in der Methode. Aber zutreffend oder nicht: geistreich und lesenswert bleiben auch solche Stellen seiner im übrigen auch für den Berufsmusiker höchst lehrreichen Ausführungen. *Max Fehr*

Das Problem Deutschland in deutscher historischer Sicht

Wenn wir uns hier in der Schweiz, auf unserer unverdienten Friedensinsel, darum bemühen, das Schicksal unserer Nachbarvölker und vielleicht in der alemannischen Schweiz im besondern Maße das Schicksal unseres doch in guten Zeiten uns durchaus geistesverwandten und heute immer noch sprachverwandten deutschen Nachbarvolkes zu verstehen, dann müssen wir uns doch wohl zuerst zur strengen Einsicht zwingen, daß uns ein auch nur einigermaßen adäquates Erlebnis fehlt, das uns das volle Verständnis wenigstens erleichtern, wenn nicht erschließen könnte. Unser materielles Leben hat wenig gelitten, vielmehr genießen viele unserer Mitbürger in vollen Zügen die wirtschaftliche Hochkonjunktur. Die Löhne klettern zwar etwas langsam aber schließlich doch ausreichend der Teuerung nach, nur die Vermögensrenten haben einen sehr entscheidenden Betrag ihrer Kaufkraft eingebüßt. Aber Land und Leute, Städte und Dörfer, altes und neues Hab und Gut sind noch da, und wir können nur allzuviel Neues hinzubauen. Unsere geistige Welt, so hoffen wir wenigstens, scheint noch in Ordnung zu sein, Gut und Böse nicht geradezu in ihr Gegenteil verkehrt, Treu und Glauben noch lebendig. Die Politik strebt zurück zum Rechtsstaat, wenn auch noch schwer behindert durch die Folgen der kriegsbedingten Übersteigerung des Staatsapparates. Wie groß ist die Gefahr, von diesem Boden aus pharisäisch zu urteilen und den erfolgreichen Besserwisser zu spielen! Und doch müssen wir urteilen, wollen wir schon verstehen, müssen wir unsere Einsichten auf Gültiges beziehen, wenn in ihnen wirkliche Beziehungen zu andern lebendig sein sollen. Vielleicht verstehen wir doch manches dann besser, wenn wir wenigstens zu begreifen versuchen, daß in einer noch so sachlich geschriebenen Abhandlung eines deutschen Historikers ein Schrei aus tiefster Not ertönt, der Gehör, ja Vertrauen, vielleicht etwas Liebe erhofft und erbittet. Wenn

[1]) Hans Georg Nägeli: Von Bach zu Beethoven. Herausgegeben von W. Reich. Schwabe, Basel 1946.

wir uns dazu aufraffen können, dann dürfen wir nach bestem Vermögen auch streng und gerecht urteilen, vorausgesetzt natürlich, daß auch von deutscher Seite ehrlicher Wille zur Einsicht vorhanden ist.

Am unbestechlichsten schien uns *Friedrich Meineckes* Buch über *Die deutsche Katastrophe* [1]). Das unerschütterliche Festhalten an klaren Grundsätzen führte zur Weisheit des Alters, die über den Dingen steht. Wenn Meinecke schließlich zur geistigen Erneuerung Deutschlands das Goethe-Studium und den Goethe-Geist anrufen möchte, dann ist er darin sich selber treu und hofft auf die Wirkung des Ideals. Ob es *der* Glaube ist, der Berge versetzen kann, muß die Zukunft lehren.

Untadelige Gesinnung bekundete *Fritz Harzendorfs, So kam es. Der deutsche Irrweg von Bismarck bis Hitler* [2]). Aber die Schrift half nicht die Geschichte enträtseln, sondern verhüllte sie eher. Die Vorstellungen vom «preußischen Geist» sind widersprüchlich. Dagegen erzählte der Verfasser, so gut dies ein Jahr nach dem Kriege schon möglich war, höchst lebendig die Entwicklung von der Hitlerbewegung in den zweiten Weltkrieg hinein.

So greifen wir mit großer Spannung zu zwei andern Schriften, ob sie nicht für das Stichwort «Preußen» doch die historisch wahrhaftige Klärung bringen könnten. Das Buch von *Karl Anton Schmid, Friedrich II. von Preußen. Versuch einer Umwertung,* bringt sie jedenfalls nicht [3]). Wenn ich mir auch von einer Auseinandersetzung mit einer solchen Darstellungsweise wenig Nutzen verspreche, muß doch das Notwendigste gesagt sein. Allerdings haben, so könnte man beginnen, viele geschichtliche Persönlichkeiten, wie gerade Friedrich der Große oder Bismarck, das Pech, daß die Nachwelt zu viel von ihnen weiß. Da sie vielleicht allzu oft unvorsichtig ihre wahre Meinung aussprachen, ihre Geringschätzung anderer, ihren Zynismus oder ihren Machtwillen zeigten, kann von ihnen, wie hier durch Schmid, oder Bismarck gegenüber durch Erich Eyck, ein Lasterkatalog schauerlichster Art zusammengestellt werden, ihre Fehler, ihre Bosheiten können breit geschlagen, ihre Schwächen bloßgelegt werden. Sagt aber ein mit noch so vielen Zitaten gespicktes Buch die Wahrheit? Nur persönlich und vom Standpunkte des moralisierenden Philisters genommen, ohne Einsicht in die geschichtlichen Zusammenhänge kann ein wörtliches Zitat so sehr mißverstanden werden, daß diese Art der Geschichtsklitterung zur Unwahrheit wird. Gewiß war Friedrich durch die tyrannische Erziehung seines Vaters zu einem Menschen geworden, der seine Gefühle und Empfindungen unterdrückte, nur mehr mit scharfem Verstande, schließlich nur als Skeptiker arbeitete, ja ein Zyniker wurde und seinen Staat und die europäische Umwelt in vielem vergewaltigte. Das alles wird aber nicht verstanden, wenn man falsche Entweder-Oder stellt, wie dieses: Der Überfall gegen den Bischof von Lüttich gilt Schmid als Beweis dafür, daß der König «gesonnen war, vom Recht völlig abzusehen und alles auf die Schärfe seines Schwertes zu setzen». War aber damit gesagt, «daß jedes Recht der Macht zu weichen hat»? Das Problem, wo denn innerhalb des alten römischen Reiches ein Staat gegen einen andern hätte Recht finden können, wird nicht gesehen. Schmid behauptet zwar, die Länder, die erst Friedrich wirklich zu einem preußischen Staate zusammenfaßte, seien «durch ihre Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche so geschützt gewesen, daß sie in dessen Hut dieses übergroßen Heeres wirklich nicht bedurft hätten». Schmid scheint völlig zu übersehen, wie Ludwig XIV. in die Niederlande eingefallen war, wie er mitten im Frieden die Landeshoheit im Elsaß an sich gerissen und die Stadt Straßburg annektiert hatte. War das der Schutz des Reiches? Würde sich Schmid zu einer wirklichen geschichtlichen Sicht der Zusammenhänge aufschwingen, dann würde er eine Schuld in der europäischen Großmachtpolitik finden, die viel tiefer und ernster ist als die Bosheiten Friedrichs gegenüber seiner Umgebung. Gewiß wird niemand die Lieblosigkeit des Preußenkönigs entschuldigen, aber der Historiker wird nach der tieferen Tragik fragen, in die eine so große Persönlichkeit verstrickt war [4]).

---

[1]) Siehe Besprechung des gleichen Rezensenten Augustheft 1947, S. 338/341.
Redaktion

[2]) Südverlag, Konstanz 1946.

[3]) Gangolf Rost Verlag, Westheim b. Augsburg 1948.

[4]) Ein Buch, das heute dem Frieden dienen will und frühere brutale Machtpolitik verurteilt, sollte jedoch nicht den Satz enthalten: «Der Deutsche aber, der

Vertieftes Verständnis gewinnt in meisterhafter Gestaltungs- und Urteilskraft das Buch von *Otto Heinrich von der Gablentz, Die Tragik des Preußentums* [5]). Ein Verfasser, der Volkswirtschaft studiert und in der Wirtschaftsverwaltung gearbeitet hatte, jetzt vor allem für die ökumenische Arbeit der Kirche tätig ist, übertrifft im Maß und in der Tiefe seines Urteils manchen Fachhistoriker. Er will «mit Würde von der ungeheuren Schwere der Aufgabe, die verfehlt wurde, mit Ehrfurcht von der Größe der Menschen, die tragische Schuld auf sich luden, sprechen», und er kann es. Gablentz sucht das geschichtliche Verständnis in großem Überblick von den Anfängen her zu gewinnen, schildert zuerst das Verhältnis der Deutschen zu den Slawen, zeigt, wie in Böhmen, einmal unbestrittenes Glied des Reiches, unter Karl IV. Deutsche und Tschechen als Gleichberechtigte nebeneinander wohnten, wie sich östlich der Elbe die deutsche Kolonisation zwischen die Slawen schieben konnte, wie dann vom Ordensstaat der Deutschherren eine Gestaltung versucht wurde, die sich aber nicht auswirken konnte, weil nach der staufischen Zeit für den Orden im Reiche keine Aufgabe und kein Rückhalt mehr da war. Dann wendet sich Gablentz der engern preußischen Geschichte zu und macht die hervorragende methodische Bemerkung, wir dürften nicht in den Fehler fallen, die Geschichte nur vom Ende her zu sehen, die preußische Legende mache eben den Fehler, eine historische Erscheinung zu rechtfertigen, weil sie sich nun einmal durchgesetzt hatte, wir dagegen begingen den andern Fehler, eine geschichtliche Wirklichkeit so zu werten, als ob sie eine gegenwärtige wäre, während doch geschichtliches Verständnis das Aufweisen der Fragen, die sich aus der Vergangenheit und Vorvergangenheit der zu beurteilenden Ereignisse und Personen ergeben, und aus den Aufgaben, die sich ihnen gestellt hatten, erfordert. So betont nun Gablentz, wie sich für Preußen und Österreich seit 1648 solche neuen Aufgaben gestellt hatten, da das Reich in Trümmern lag. Ich würde noch entschiedener als Gablentz die preußische Entwicklung in das europäische Zeitgeschehen hineinstellen und zeigen, wie zwischen den sich bildenden Großmächten Frankreich, Großbritannien im Westen, Rußland und Österreich im Osten, in der norddeutschen Tiefebene auch ein Staat die Aufgabe der Organisation und Zusammenfassung der Macht übernehmen mußte, sollten diese Länder nicht ständig Schlachtfeld für fremde Heere sein. Offensichtlich tat ja Österreich für Deutschland nichts mehr, sondern wandte seine Kräfte ganz dem Donauraume zu. Gablentz würdigt Friedrich den Großen so: «Er war groß. Er war das Genie, das seinem Staat den Stempel aufprägen mußte, ... aber er war selbst ungläubig und darum ein Menschenverächter, für seine Untertanen ein Despot und kein Volkserzieher, für die Welt ein Unruhestifter und keine ordnende Kraft». Dabei erklärt uns Gablentz wirklich die Tragik dieses Lebens, das sich dem väterlichen Zwang schließlich unterworfen und infolgedessen nie mehr frei geworden war, das glaubte, sich seinem Staate zum Opfer zu bringen, aber eigentlich Selbstgenuß war. In diesen Ausführungen liegt wirkliches historisches Verstehen und Urteil. Ich würde, wie ich andeutete, den Versuch machen, auch das Schicksal des großen Preußenkönigs in den europäischen Zusammenhang hineinzustellen, der die Bildung einer norddeutschen Großmacht als eine Notwendigkeit erkennen läßt, die den König zwar nicht entschuldigt, aber die Großmächte, die vor der preußischen da waren, und ihre Herrscher als Mitschuldige sichtbar macht, gingen nicht Maria Theresia und Katharina II. genau wie Ludwig XIV. darauf aus, die Macht ihrer Reiche auszuweiten, sie den Nachbarn aufzuzwingen, die Grenzen zu überschreiten, während gerade Friedrich der Große die Grenzen einer deutschen und mitteleuropäischen Macht erkannt und sie innezuhalten versucht hatte, allerdings mit Rußland und Österreich zusammen auf Kosten Polens. Das Problem Deutsche - Slawen erfährt hier seine schwerste schuldhaft-tragische Verquickung. Hier fehlte Preußen jeder aufbauende Gedanke, urteilt Gablentz. Was Friedrich II. nicht möglich war, die geistige Durchdringung preußischer Politik, erfolgte dann in der Epoche der großen Reformen. Wieder versteht es Gablentz, in wenigen Sätzen die Sachlage darzustellen und in ihrer Tiefe zu

---

unter Vaterland etwas anderes versteht, nämlich das ganze weite Land, in dem die deutsche Sprache klingt, ...». Ein solches Buch wandert in der Schweiz in den Papierkorb.

[5]) Franz Hanfstaengl, München 1948.

deuten: «Und es sollte sich auch herausstellen, daß gerade Hardenbergs Ausführungsbestimmungen zur Steinschen Bauernbefreiung die erzieherischen Grundgedanken der Reform in ihr Gegenteil verkehrten: nicht die Bauern wurden in ihrem Eigentum befestigt, sondern sie wurden von den Gutsbesitzern ausgekauft und waren nun als freie, aber besitzlose Landarbeiter erst recht ihrer Willkür ausgeliefert». Friedrich Wilhelm III. versagte, indem er das Verfassungsversprechen nicht hielt und damit das Mittelstück aus dem versuchten Neubau herausbrach. Das geistige Leben, auf bedeutender Höhe, vermochte aber doch nicht das Leben des Volkes zu durchdringen. Das Volk konnte die Spitzfindigkeiten der Theologen und die Dialektik der Philosophen nicht mehr verstehen. Zweimal ruft Gablentz Pestalozzi als Gegenbeispiel auf. Wir müssen wohl gestehen, daß er auch in der Schweiz noch nicht unser «Wortführer» geworden ist. Schließlich gibt Gablentz eine ebenso würdige Beurteilung Bismarcks. Nachdem von keiner Seite her eine mögliche Lösung der gesamtdeutschen Frage gezeigt worden war, war seine preußisch-deutsche Lösung eine große Leistung, aber doch keine ganze Lösung. Gablentz ist der Auffassung, daß Bismarck im Kulturkampf vor der Kirche, im Kampf gegen die Sozialisten vor der demokratischen und sozialen Frage und am Berliner Kongreß vor den Slawen versagt habe. Im letzten Punkte kann ich nicht zustimmen: Kein mitteleuropäischer Staatsmann war russischen Expansionswünschen so weit entgegengekommen, wie Bismarck. Ich glaube nicht, daß man eine Politik noch als Fehler bezeichnen kann, die wirklich ein Verhängnis war. Die Russen waren nach ihrem Sieg über die Türken so weit vorgestoßen, daß ihr bester Freund, der westlich ihrer Grenzen wohnte, sie nicht hätte gewähren lassen können, ohne damit ihrer offensiven Machtpolitik völlig freie Bahn zu lassen. Einen Rechtsanspruch in irgend einem höhern moralischen oder politischen Sinne hatten die Russen weder im Balkan noch an den Meerengen vorzuweisen.

Die letzten geschichtlichen Leistungen des alten Preußentums sieht Gablentz in den Zusammenhängen des 20. Juli 1944.

Das ganze Buch ist deshalb so ungewöhnlich reich an klaren und sichern Wertungen und Erwägungen, weil es getragen ist von wahrhaft christlicher Liebe und christlichem Glauben, der die Freiheit und das Vertrauen in sich schließt, von dem allein andere Menschen, auch geschichtliche, überhaupt in letzter Beziehung verstanden werden können. Als ich im letzten Sommer um das Verständnis der 1848er Zeit in Deutschland rang, glaubte ich den Schlüssel zu ihr im Denken Rankes gefunden zu haben und fragte mich, ob nicht von diesem aus für das heutige und das zukünftige Deutschland der historische Anknüpfungspunkt, ohne den nichts Neues von Dauer und Wert geschaffen werden kann, gefunden werden könnte. Gablentz beweist mir, daß dies der Fall ist. Zum Schluß sieht er die unermeßliche Aufgabe einer Versöhnung der westlichen und östlichen Welt vor sich. Zweierlei sei unmöglich, sagt er, daß eine der beiden Welten die andere völlig überwinde, und daß sie beziehungslos nebeneinander stehen blieben, sie müßten sich durchdringen. Ich weiß nicht, ob nicht der Christ, bei aller Anerkennung des Problems der sozialen Gerechtigkeit, doch eine Grenze auf Leben und Tod gegenüber dem totalitären Staat ziehen muß und auch den Sozialismus bekämpfen muß, solange in ihm Tendenzen zum Totalitarismus nicht ganz entschieden bekämpft werden. — Über das preußisch-deutsche Problem sollte jedoch nicht mehr geschrieben werden, ohne daß man zuvor die Erwägungen dieses kleinen Buches zur Kenntnis genommen hat.

Einer der vielseitigsten und tätigsten deutschen Historiker, die heute ein gewichtiges Wort zu sprechen haben, ist *Gerhard Ritter*, Professor in Freiburg i. Br. Der heute im siebten Jahrzehnt seines Lebens stehende unermüdliche Schaffer begann mit Forschungen über die Spätscholastik und den Frühhumanismus in Deutschland und schrieb eine Geschichte der Universität Heidelberg. Allgemeiner bekannt wurde er wohl durch sein Lutherbuch, nicht nur höchst lebendig erzählend geschrieben, sondern zugleich ein Bekenntnis zum Glauben Luthers und eine Stellungnahme zu den Lebensproblemen, die sich durch und seit der Reformation stellten. Der Reformationsgeschichte blieb Ritter treu, indem er das Archiv für Reformationsgeschichte neu herausgab und in der Neuen Propyläen-Weltgeschichte den großartigen Abschnitt «Die kirchliche und staatliche Neugestaltung Europas im Jahr-

hundert der Reformation und der Glaubenskämpfe» (Berlin 1941) schrieb, der leider viel zu wenig bekannt werden konnte. Aber schon zehn Jahre zuvor hatte sich Ritter, aus der Not und Fragwürdigkeit deutscher Politik nach dem ersten Weltkrieg heraus, neueren Problemen zugewandt. Er legte eine umfassende Biographie und Geistesgeschichte des Freiherrn vom Stein in zwei Bänden (Stuttgart und Berlin 1931) vor. Nur ein Historiker vom Range Gerhard Ritters vermochte die Pläne Steins, den Geist des von englischen und z. T. auch französischen Ideen erfüllten Reformers richtig zu würdigen und die Tragik zu ermessen, die darin lag, daß das meiste nur Idee blieb und nicht in die Wirklichkeit der preußischen Staatsreform eingehen konnte. Wie sehr Hitler fälschlicherweise in der Komödie von Potsdam den Geist Friedrich des Großen für sich in Anspruch nehmen wollte, suchte Ritter in dem wundervoll klar und straff geschriebenen Buch «Friedrich der Große. Ein historisches Profil» (Leipzig 1936) zu zeigen. Ungeschminkt schildert er Preußens Schicksal, innerhalb der europäischen Staatenwelt durch rücksichtslose Angriffspolitik sich als Großmacht durchsetzen zu müssen. «Friedrich hat damit (mit dem Angriff gegen Schlesien) den Grund für die Größe Preußens gelegt; und so ist seine Tat vor der Geschichte gerechtfertigt: als eine Tat ‚sui generis', als der gewagte, aber unvermeidliche Durchbruchsversuch eines Staates, der aus der Enge und dem Dunkel kleiner Verhältnisse gewaltsam aufstrebt zu weltgeschichtlicher Geltung». Wie ich oben andeutete, gehe ich darin mit Ritter einig, daß im Bereich der im europäischen Staatensystem entstandenen Großmächte auch für einen Staat in der norddeutschen Tiefebene das Recht, ja die Notwendigkeit zur Großmachtpolitik vorlag. Insofern war also, genau wie Ritter sagt, «vor der Geschichte seine Tat gerechtfertigt». Wenn aber der Historiker den Begriff der Rechtfertigung anwendet, muß er ihn zu Ende führen. Geschichte ist hier als das politische Geschehen verstanden. Ist sie aber nicht mehr? Ist sie nicht Verantwortlichkeit des Menschen gegenüber dem Menschen, gegenüber dem Menschlichen überhaupt, ich würde persönlich allerdings lieber sagen, gegenüber Gott? In solcher Verantwortlichkeit aber ist Machtpolitik nicht gerechtfertigt, sondern Bruch, ja Schuld, höchstens ganz relativ gerechtfertigt, indem sie notwendig ist zur Erhaltung einer staatlichen Ordnung, die aber immer Sünde und Schuld der Menschen, die nicht freiwillig Frieden untereinander halten können, enthüllt.

Wie nur immer möglich, suchte Ritter unter der nationalsozialistischen Herrschaft die Köpfe zu klären, war aber dabei gezwungen, seine Ausführungen derart zu tarnen, daß wir in der Schweiz, wo uns die erfahrungsgemäßen Voraussetzungen fehlten, oft nicht mehr wußten, ob er nicht doch der Machtpolitik des Dritten Reiches das Wort reden wolle oder nicht. Heute vermögen wir zu erkennen, wie besonders die Schrift Ritters über «Machtstaat und Utopie. Vom Streit um die Dämonie der Macht seit Machiavelli und Morus» (3. und 4. Auflage, München und Berlin 1943) durchaus als scharfe Kritik an der nationalsozialistischen Eroberungs- und Machtpolitik gelesen werden mußte. Heute liegt sie unter dem Titel: *Die Dämonie der Macht. Betrachtungen über Geschichte und Wesen des Machtproblems im politischen Denken der Neuzeit* in 5. Auflage vor [6]). Der frühere Titel scheint mir allerdings der Grundabsicht des Buches besser zu entsprechen. Ritter will «Machiavelli als den Wegbahner des modernen kontinentalen Machtstaates» Thomas Morus, dem «Ideologen des englisch-insularen Wohlfahrtsstaates» gegenüberstellen und zeigen, wie diese beiden Grundvorstellungen bis in die Gegenwart hinein das politische Geschehen gekennzeichnet haben. In der gewiß in mancher Hinsicht berechtigten Durchführung dieses Gegensatzes gelangt nun aber Ritter, wie mir scheint, in einen gewissen Selbstwiderspruch hinein. Am Schluß betont er, wie ich glaube mit vollem Recht, daß es falsch sei, Politik und Moral einander als ausschließende Gegensätze gegenüberzustellen, daß vielmehr der Gegensatz tiefer, nämlich in der antinomischen Struktur, im Doppelsinn des Politischen selbst liege, indem doch «die sittliche Forderung an den Staat als den stärksten aller Machtträger entstehe, seine Macht nicht zu fortgesetzt weiterer Steigerung seines Machtbesitzes, in fortgesetzt neuen Kämpfen zu gebrauchen, sondern vor allem zur Begründung und Sicherung einer festen Dauerordnung, in Form einer Rechtsordnung, die das Chaos der ewigen Machtkämpfe zur Ruhe, die zahllosen Interessengegensätze zwi-

---

[6]) Heinrich F. C. Hannsmann, Stuttgart 1947.

schen den Individuen, Klassen, zuletzt auch Völkern und Staaten zum Ausgleich zwingt» (S. 201). Wenn dies aber, wie ich selber mit Ritter bestimmt glaube, richtig ist, dann muß man sich fragen, wie er denn doch im ganzen Buch immer wieder vom «unaufhebbar naturhaften Charakter des echten politischen Kampfes», vom «rein vitalen Aufeinanderstoßen gegensätzlicher Machtinteressen» (S. 111), vom «Zwang des Kämpfenmüssens», vom «unausweichlichen Drangsal des echten politischen Lebenskampfes» (S. 115) sprechen kann, wie er in der Zusammenfassung dieser Gedanken, die er im ersten Aufsatz des in der Schweiz erschienenen Bandes *Vom sittlichen Problem der Macht. Fünf Essays* [7]) sagen kann, bei Machiavelli sei die Einsicht erwacht «in den wesenhaft kämpferischen Charakter politischer Macht» (S. 21), während er doch im oben erwähnten Schlußkapitel betonte, «es sei ein heute weit verbreitetes Vorurteil, das ‚Politische' einfach mit dem ‚Kämpferischen' gleichzusetzen» (S. 200), wie er schließlich in der Zusammenfassung nochmals unterstreichen kann, «die unheimliche Verstrickung mit amoralischen, zerstörerischen Kräften, ... in die der Kampf um die Macht, sobald er ernsthaft wird, in notwendiger (und nicht etwa in willkürlicher, also schuldhafter) Weise den politischen Aktivisten hineinführt»? Ritter möchte «das Dämonische» nach dem Vorgange von Paul Tillich, der unter diesem Titel 1926 «einen Beitrag zur Sinndeutung der Geschichte» gegeben hatte, verstehen. Ich frage mich aber, ob das wirklich der Fall ist, wenn Ritter, wie die Zitate zeigen, von der «Naturnotwendigkeit» des Machtgeschehens spricht (S. 23). Das Dämonische ist gerade nicht naturnotwendig, es ist vielmehr geistige Kraft, für die die Menschen jederzeit verantwortlich sind, es liegt, wie die Macht überhaupt, im Bereiche des Willens, sonst könnte ja gar nicht von einem ethischen Problem der Macht gesprochen werden. Die Notwendigkeit im machtpolitischen Geschehen ist nie eine unausweichliche, sie ist immer eine bedingte, sie entsteht erst, wenn ein bestimmter politischer Wille vorhanden ist. Viel zu sehr läßt aber Ritter beim Leser den Eindruck aufkommen, als handle es sich im machtpolitischen Geschehen um unbedingte Naturnotwendigkeit (z. B. S. 103), besonders indem er großes Gewicht auf den «insularen und den kontinentalen Typus» der Politik und ihrer gedanklichen Repräsentanten, Machiavelli und Morus, legt, wenn er dann auch etwa die Kleinstaaten, die «Zwergrepubliken» dem «immanenten Macht- und Lebensdrang großer Staaten» gegenüberstellt. Selbstverständlich spielen die naturgegebenen Bedingungen in der Politik eine große Rolle. Die kritische historische Frage lautet aber: Worauf kommt es für das entscheidende Geschehen zuletzt an? Offenbar auf das, was die Menschen aus den naturgegebenen Bedingungen machen. Dann aber bestehen zwischen den Gedanken Machiavellis und denen von Morus gewiß Unterschiede, aber nicht jener «schärfste Gegensatz», den Ritter herausarbeitet, bemerkt er doch ausdrücklich, «Machiavelli bedürfe gar keiner Entschuldigung, sondern verdiene das höchste Lob dafür, daß er das Dämonische der Macht mit so rücksichtsloser Klarheit ins Licht gestellt, d. h. entlarvt hatte» (S. 45). Gerade weil ich mit dieser Machiavelli-Interpretation voll und ganz einverstanden bin, erkannte ich, daß nun Machiavelli eben deshalb die Frage stellte, wie das Dämonische überwunden werden könne, und daß er die Antwort im republikanischen Rechtsstaat sah, der gewiß mit allen Mitteln des politischen Machtkampfes seine Unabhängigkeit verteidigen muß, dessen Zweck aber eben nicht nur dieser Kampf, sondern der Schutz der Freiheit seiner Bürger und ihrer Wohlfahrt ist. Genau das ist aber, wie Ritter eindrücklich zeigt, der Zweck des Staates in den Augen von Thomas Morus. Auch er muß zeigen, daß dieses Ziel nur erreicht werden kann, wenn auch ein Inselvolk zum Kampfe bereit ist, wenn es gerade «machiavellistische» Mittel anwendet, um zu verhindern, daß ihm auf dem gegenüberliegenden Kontinent Großmächte gefährlich werden könnten.

In dem genannten Bande «Vom sittlichen Problem der Macht» behandelt Ritter die Frage «Machtkampf und Friedensordnung». Hier kann er die Gedanken aussprechen, die dem Referenten als die grundlegenden und die wichtigsten zu diesem Thema erscheinen. Wie sich auch in der Privatmoral das Problem der Selbstbehauptung der Persönlichkeit gegenüber dem Gebot der Nächstenliebe unausweichlich stellt, so im politischen Leben die Frage, ob denn nicht gerade für eine dauernde Friedensordnung mit allen Mitteln gekämpft werden müsse. Ritter betont,

---

[7]) Francke, Bern 1948.

daß die persönliche Frage nur «aus irrationalen Tiefen heraus entschieden» werden könne. Wir wissen, was gemeint ist: Vor dem Angesichte Gottes werden wir jeden Tag in der Führung unseres gewöhnlichsten Spießbürgerlebens schuldig an unsern Mitmenschen. Wir können, wenn wir diese Situation ernst nehmen, immer nur aus Gnade leben. Dem moralistischen oder idealistischen oder rationalistischen Denken ist dieser Sachverhalt völlig unverständlich. Der Christ muß dagegen den Mut aufbringen, den Widerspruch seines Daseins auf sich zu nehmen und sich zu ihm zu bekennen.

In einem weiteren überaus feinsinnigen Aufsatz behandelt Ritter «Wesen und Wandlungen der Freiheitsidee im politischen Denken der Neuzeit». Wenn der Staat um der Gleichheit willen alles regeln muß, dann ist der Schritt zum totalitären Staat nicht zu vermeiden. Freiheit ist nur möglich in Selbstverantwortung. Darf ich hinzufügen im Sinne Ritters: in Verantwortung gegenüber Gott?, denn sich selber kann man kaum antworten, da man nicht eigentlich gefragt ist. Ritter sucht dann das Problem «Historie und Leben» zu klären. Er weist auf die berechtigte Kritik Nietzsches an immer nur relativierender, alles verstehender und verzeihender Historie hin und zeigt, daß lebendige Historie in die Tiefe menschlicher Probleme selber eindringen muß, um überhaupt verstehen zu können. Eine letzte Klärung des geschichtlichen Verstehens scheint mir aber Ritter doch nicht zu geben. Zu sehr betont er, daß wir immer nur auf dem Wege zur Wahrheit seien, während doch einmal die Wahrheit gerade in der Entscheidung, im Glauben liegen kann, wobei der Glaube allerdings immer ungesichert unter dem Worte steht: Ich glaube, hilf meinem Unglauben, aber nicht irgendwie Annäherungswert sein kann, sondern Entweder-Oder.

Die deutsche Katastrophe, die durch Hitler heraufbeschworen worden war, stellt die Geschichtswissenschaft vor die Frage, in welchem Maße die Hybris des nationalsozialistischen Deutschland durch schon früher entwickelte Ideen vorbereitet worden sei oder in welchem Sinne es nicht früher in der deutschen Geschichte Elemente gegeben habe, die auch eine andere Entwicklung möglich gemacht hätten und auf die das deutsche Leben jetzt als auf seine notwendige geschichtliche Basis zurückgreifen könnte. Diese Frage führt zur weiteren Frage nach dem Zusammenhang der deutschen Geschichte mit der europäischen. *Gerhard Ritter* geht in dem Buche *Europa und die deutsche Frage. Betrachtungen über die geschichtliche Eigenart des deutschen Staatsdenkens* an diese Aufgabe heran [8]). Ritter spricht von vorneherein von «dem Gegensatz deutscher und westeuropäischer Geistesart», muß diese dann aber einschränken auf den Gegensatz englischen und holländischen Denkens zum deutschen, indem doch nur in diesen beiden westeuropäischen Ländern seit der Reformation der Gedanke des Widerstandsrechtes und der religiös geforderten Freiheit vom Staat lebendig wurden. Ritter anerkennt — und wir stimmen ihm darin ganz bei —, daß die westeuropäisch-amerikanische Welt mit Recht an die politische Freiheit als sittlich-religiöses Prinzip glaube. Ebenso betont Ritter mit Recht, daß Luther gar nicht immer Gehorsam gepredigt, sondern oft die freimütigste Kritik gegen die Fürsten geübt habe, daß aber trotzdem in den deutschen Staaten die Gehorsamspredigt das Übergewicht erlangt habe, allerdings doch nicht so wie in den katholischen Ländern des Kontinents, wo zuerst und viel nachhaltiger der Absolutismus entwickelt worden sei als in den protestantisch-ständischen Staaten. «Es ist also ganz unmöglich, das lutherische Bekenntnis für irgendwelchen Knechtssinn der Deutschen verantwortlich zu machen» (S. 15). Wenn also nicht das Luthertum, hat dann das Preußentum das deutsche Staatsdenken verderblich gestaltet? Mit vollem Recht macht Ritter wieder geltend, daß Friedrich der Große keine andere Machtpolitik getrieben habe als Ludwig XIV. und alle Herrscher im Zeitalter des Absolutismus. Die Machtmittel dieses Staatssystems, Merkantilismus und Militär — der Schöpfer des ersteren war Colbert, des letzteren Louvois — wurden in Preußen infolge der Schwäche des Landes nur konsequenter durchgeführt. «Die Neigung zum Selbstherrschertum und die Gewöhnung der Untertanen an straffen, widerspruchslosen Gehorsam, an wortlosen, opfervollen, selbstlosen Dienst für den Staat» war aber völlig fern vom Massenfanatismus, den das

[8]) Münchner Verlag bisher F. Bruckmann, München 1948.

nationalsozialistische Demagogentum züchtete. Warum aber blieb der «blinde Gehorsam» so verhängnisvoll wirksam in der deutschen Geschichte? Infolge der späteren Wandlungen seit dem Zusammenbruch der alten Monarchie blieb nur der Gehorsam ohne staatliche Zielsetzung, ohne Inhalt. Wesentlich war, daß sich in Deutschland ein freier Bürgersinn so wenig entwickeln konnte, obschon es an weit ausgebauter kommunaler Selbstverwaltung, besonders in den Städten, nicht gefehlt hat, die aber doch im städtearmen Osten ausfiel. Ein eigentlicher Gegensatz zwischen Westeuropa und Deutschland entstand erst infolge der französischen Revolution, die Frankreich wenigstens dem Prinzipe nach an die Seite der freiheitlich gesinnten Völker stellte, während in Deutschland die Autorität der Fürsten, der monarchische Gedanke gerade im Kampfe gegen die französische Bedrückung lebendig blieb. «Die Tatsache, daß beides zusammenfiel, die Freiheitspredigt der französischen Jakobiner und die Bedrohung Deutschlands durch ihre Heere, und umgekehrt: der deutsche Freiheitskampf gegen Napoleon und die Restauration der von ihm verjagten oder mißhandelten deutschen Monarchien — das ist für die tiefe Entfremdung deutschen Staatsdenkens gegenüber dem Westen bis heute schicksalhaft geworden» (S. 42/43). Revolution und Napoleon zeigten eben, daß die egalitäre Demokratie gerade nicht vor der Diktatur schützt. So gewinnt der Historiker den erhöhten Standort, von dem aus er die europäische Geschichte überblickt und sieht, daß der totalitäre Volksstaat keineswegs nur in Deutschland eine Möglichkeit und Gefahr war. Auch waren alle Völker vom Nationalismus bedroht, den Ritter als «einseitig zugespitztes, zur Selbstüberhebung gesteigertes, politisches Nationalbewußtsein» charakterisiert (S. 55).

Das Scheitern der nationalen Bewegung von 1848, führt Ritter weiter aus, hat dann den Gegensatz zwischen deutschem und westeuropäischem Staatsdenken gefestigt. Nun blieb nur die Lösung des deutschen Nationalstaatsproblems, wie sie Bismarck durchführte. Mit vollem Recht weist aber Ritter darauf hin, daß die Außenpolitik der Frankfurter Nationalversammlung nationalistischer war als später diejenige Bismarcks, er erinnert uns daran, daß der heute gerne gegen Bismarck zitierte Konstantin Frantz von einer pangermanischen Union geträumt hatte, zu der auch die Schweiz gehört hätte, und daß «er Deutschland auf die Bahnen einer ausgreifenden Weltpolitik» weisen wollte (S. 75), während Bismarck nach dem übereinstimmenden Urteil des holländischen Historikers Japikse, des Engländers Gooch, des Amerikaners William L. Langer, wie auch der beiden Schweizer Werner Näf und des Unterzeichneten, Europäer gewesen und geblieben war. Erst nach dem Sturze Bismarcks begann Deutschland eine verhängnisvolle Politik zu führen. Ritter macht es in großartigem Überblick völlig deutlich: Nicht die wirtschaftlichen, die sozialen, die weltpolitischen Probleme führten schließlich zur Katastrophe, sondern das Unverständnis der Menschen, das Mißtrauen der Politiker gegeneinander, während doch Bismarck alles getan hatte, um eine Politik des Vertrauens aufzubauen, kurz die Unfähigkeit der deutschen politischen Leitung. Wenn Ritter frägt, ob nicht jedes Volk, das sich seiner Kräfte bewußt wurde, wie das deutsche, aus dem natürlichen Geltungsbedürfnis heraus den Wettkampf um die Güter der Welt gesucht hätte, dann ist zu sagen, daß die zahlenmäßige Größe eines Volkes weder eine aggressive Politik notwendig macht noch rechtfertigt. Völker mit größerer Bevölkerungsdichte und intensiverer wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit mußten sich, weil sie klein waren und sind, auf den Konkurrenzkampf im rein ökonomischen Bereiche beschränken und konnten ihre Kaufleute in der Welt draußen nicht mit Kriegsschiffen unterstützen. Ritter bezeichnet dann die Zwangsläufigkeit der Technik, besonders im militärischen Bereich, als die «unheimlichste Erscheinung modernen Lebens», die 1914 «zum Fallstrick wurde, über den Europa sozusagen in den Krieg hineingestolpert ist» (S. 155/56). Ja war denn, so möchte ich fragen, 1939 die Technik nicht noch viel weiter entwickelt, der Krieg also noch unausweichlicher als 1914? Wenn auch Ritter im folgenden vom Fatalismus des Grafen Berchtold in Wien und der Reichsleitung in Berlin spricht, zeigt seine eigene Darstellung, daß verantwortliche Personen Entschlüsse faßten, die sie auch anders, nämlich zur Vermeidung des Krieges, hätten fassen können. Ich müßte hier mich mit jedem Satze Ritters kritisch auseinandersetzen. Ich halte Österreich für den einseitig vorgehenden Angreifer, während Serbien und Rußland in der Defensive standen. Ich frage: Führten Serbien und hinter ihm Rußland einen militärischen

Angriff gegen einen dem Nachbarstaat gehörenden höchst bedeutsamen strategischen Punkt wie den Brückenkopf von Belgrad? Den Angriff wagte aber Österreich nur, weil es, wie auch Ritter zugibt, «die feste Zusage einer diplomatisch-militärischen Unterstützung durch den deutschen Bundesgenossen in der Tasche hatte» (S. 158). Darin besteht für mich die eindeutige Kriegsschuld Österreichs und Deutschlands. Die Illusion, die man auch in Berlin hegte, den Krieg lokalisieren zu können, entschuldigt gerade nicht, sondern verschärft die Schuld. Ritter gibt dies mit den Worten zu, daß das «ein völliges Fehlen von europäischem Verantwortungsbewußtsein» zeige (S. 158). Das ist die Definition der Schuld! Der Krieg, während dem ein Ludendorff unheilvollen Einfluß gewann, und nachher die Ungeduld nationalen Geltungsdranges führten dann in die Hitlerbewegung hinein. Ritter schließt aber mit dem scharfen Hinweis darauf, daß Geschichte der Bereich der Willensfreiheit sei, daß also nur die Besinnung auf die Verantwortlichkeit zur Einsicht in neue Aufgaben und zu ihrer Lösung führen könne. In solcher Gesinnung bedeutet Gerhard Ritters Buch einen fruchtbaren und wertvollen Baustein zu Deutschlands geistigem Wiederaufbau.

Den weitesten universalgeschichtlichen Rahmen spannt schließlich *Ludwig Dehio* in dem Buche *Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte* [9]). Er geht von dem auch schon vom Referenten und Andern geäußerten Gedanken aus, daß sich Europa heute in dem Zustand befinde, in den Italien am Ende der Renaissance geraten war, als die Großmächte Frankreich und Habsburg-Spanien auf seinem Boden ihren Kampf um die Vorherrschaft in der abendländischen Welt auszufechten begannen. Die neuere Weltgeschichte nahm nämlich nach Dehio folgenden Gang: Jeder Kampf um die Hegemonie, zwischen Spanien und Frankreich, zwischen Frankreich und Habsburg-Österreich, zwischen Frankreich und England, führte dazu, daß die miteinander ringenden Mächte der Mitte die zunächst unabhängigeren Mächte am Rand, also die Inselmacht England und dann die halbasiatische Kontinentalmacht Rußland ins Spiel ziehen mußten, so daß bei jedem neuen Schritt ein Machtverlust der Mitte zugunsten der Ränder eintrat, bis schließlich im zweiten Weltkrieg Europa machtpolitisch überflügelt wurde von der westlichen Weltmacht der Vereinigten Staaten von Amerika und der östlichen Kontinentalmacht Rußland. Dehio führt diesen Gedanken im allgemeinen überzeugend und anregend durch, wenn auch bei so umfassender Sicht die unvermeidliche Gefahr besteht, daß vom Historiker die unpersönlichen Kräfte des Machtstaates, des Absolutismus, der militärischen Notwendigkeiten als unausweichliche Determinanten gesehen werden und die jeweiligen, immer nur in kurzen Augenblicken sichtbaren Entscheidungen und Verantwortlichkeiten der handelnden Persönlichkeiten zu wenig beachtet werden. Eine eigentliche Verzerrung scheint mir das Bild zu sein, das Dehio von Preußen gibt, das er als «militärische Zivilisationsmacht», fern von wirklicher Kultur, nach der Spenglerschen Unterscheidung, an den Pranger stellt. Viele andere Sätze lassen den Eindruck aufkommen, daß der geschichtliche Verlauf mechanisch sei. Auch auf kurzem Raum könnte hier zwischen dem zur Zeit der Befreiungskriege von den besten geistigen Kräften bestimmten Preußen und dem späteren verfälschten «Preußengeist» unterschieden werden. Auch die Französische Revolution wird zu einseitig gesehen: «Die bezaubernde Frühlingsblüte großer popularer Ideen lag bald am Boden» (S. 121). Vergißt nicht Dehio das Ergebnis der Revolution, die freie bürgerlich-bäuerliche Gesellschaftsordnung, unter der Frankreich im 19. Jahrhundert seine glücklichste Zeit erlebte? Oft erscheint ferner der Aufstieg zum beherrschenden Machtstaat als das höchste Ziel der Geschichte, wenn auch Dehio im gleichen Atemzuge die todbringende Gefahr sieht (S. 185/86). Über Bismark will ich mit Dehio nicht rechten, wir müßten uns denn über die letzten Voraussetzungen geschichtlichen Urteils aussprechen. Den Versuch Deutschlands zur Hegemonie, den Bismarck so lange wie möglich als Hybris zurückgewiesen hatte, erklärt Dehio weitgehend aus dem wirtschaftlichen Expansionsdrang und übersieht, daß es nun erst recht Pflicht der Politik gewesen wäre, den Konflikt mit der Umwelt zu vermeiden. Der kurze Satz «Der Wille zum Leben ist stärker als der Intellekt» (S. 200), enthält über-

[9]) Scherpe-Verlag, Krefeld 1948.

haupt erst die Frage und darf niemals Grundsatz geschichtlichen Verstehens werden. Die Kriegsschuld Deutschlands von 1914 wird nicht klar gemacht. Hier muß auch die heute nach dem Nationalsozialismus wirkende deutsche Wissenschaft noch umlernen. Gegen den Schluß, in der Darstellung der Hitlerbewegung, werden die naturalistischen Bilder immer häufiger, wo sie doch besonders gefährlich sind und als Entschuldigung verstanden werden könnten. Glücklicherweise werden sie durch die Schlußbemerkung Dehios über Buße und Wandlung des Einzelnen, über den Menschen als Urzelle der Geschichte in ihre Schranken zurückgewiesen.

Dasselbe Thema wie Gerhard Ritter behandelt auch der leider zu früh verstorbene *Rudolf Stadelmann: Deutschland und Westeuropa. Drei Aufsätze* [10]). Ähnlich wie Ritter betont auch der Tübinger Historiker im ersten Aufsatz über «Deutschland und die westeuropäischen Revolutionen», daß nicht das Luthertum der wesentliche Grund für die vom Westen verschiedene Staatsentwicklung gewesen sein könne, da ja zwischen den katholischen und den protestantischen Territorien gar kein wichtiger Unterschied bestand. Vielmehr waren in Deutschland die ständischen Einrichtungen vielerorts noch lebendiger gewesen als in Frankreich, wäre also eine Anknüpfung an die Ständevertretung und ihre Entwicklung zu parlamentarischen Regierungsformen durchaus möglich gewesen. Weil aber dann «die Menschenrechte in den Proviantwagen einer Invasionsarmee» kamen, wie der englische Historiker Brogan sagte, wurden sie abgelehnt. Die Deutschen beriefen sich im Zeitalter der Aufklärung nun gerne auf die Errungenschaften in den Fürstenstaaten, auf die Reformen, die Rechtssicherheit, die saubere Verwaltung, die persönliche Freiheit und Toleranz. Von solcher Wertschätzung der modernen Monarchie kamen auch die Liberalen von 1848 nicht los. Erst der dann erfolgende Rückschlag verhinderte die organische Fortentwicklung von der absolutistischen über die konstitutionelle zur parlamentarischen Monarchie.

In seinem zweiten Aufsatz schildert Stadelmann «Hippolyte Taine und die politische Gedankenwelt des französischen Bürgertums» und geht mit feinem Sinn für geistige Beziehungen und Sonderungen dem Liberalismus Taines nach, der sich am englischen Ideal, an deutschen Einflüssen nährt und dem französischen Wesen mißtraut. Der ganze Aufsatz ist ein neuer, zwingender Hinweis darauf, wie stark die Einheit der romanischen und germanischen Völker und ihrer Kultur, die Ranke schon immer gesehen hatte, ist.

Im dritten Aufsatz erzählt Stadelmann «Die Epoche der deutsch-englischen Flottenrivalität». Er sieht die Dinge wie folgt: Nach jahrhundertelangem Verzicht der mitteleuropäischen Mächte auf Seegeltung sei die Generation nach Bismarck, der doch so klar die Grenzen gesehen hatte, die selbst ein starkes Deutschland innehalten mußte, wollte es nicht die ganze Welt gegen sich herausfordern, unter Führung von Tirpitz, der Wilhelm II. faszinierte, in das Abenteuer eines Flottenkampfes gegen England hineingeraten. Bismarcks scharfe Warnung im Gespräch mit Tirpitz 1897 vor einem Eingriff in den Rivalitätskampf zwischen Rußland und England, in dem Deutschland nur für die andern die Kastanien aus dem Feuer zu holen hätte, sei nicht gehört worden, vielmehr habe Tirpitz die Auffassung gehabt, der greise Kanzler habe seinen Plänen «in der Hauptsache» zugestimmt. So habe Tirpitz den Rüstungswettkampf mit England aufgenommen. Dabei habe der rein militärische Geist, der mit einem «gepanzerten Offensivgeschwader» die Schlacht suchen und den Feind vernichtend schlagen wollte, die politischen Überlegungen überwogen. Infolge der «Gefahrenzone», die Deutschland während des Flottenbaues durchlief, riet allerdings Tirpitz zu größter außenpolitischer Zurückhaltung, um ja einen vorzeitigen Konflikt mit England zu vermeiden. Stadelmann formuliert die historische Frage so: «Wollte Tirpitz einer echt geschichtlichen Notwendigkeit zuvorkommen, indem er dem Entscheidungskampf zwischen Deutschland und England ins Auge sah, oder hat er das Schicksal freventlich herausgefordert?» Und die Antwort lautet: «Tirpitz hat den Stein in das Becken geworfen, der das randvolle Gefäß zum Überlaufen brachte». Von der Familie des Großadmirals werden heute die Ausführungen des Historikers stark angefochten. So müssen wir uns, bevor alle Quellen erschlossen sind, eines Urteils enthalten. Doch dürfen wir nicht darauf

---

[10]) Ulrich Steiner, Schloß Laupheim-Württemberg 1948.

verzichten, den Schlußabschnitt Stadelmanns wiederzugeben, der von jener tiefen geschichtlichen und menschlichen Einsicht zeugt, aus der heraus allein ein neues, für die Menschenwelt wertvolles Deutschland hervorgehen kann: «Dem Deutschen kann ein gestecktes Ziel als Befehl, als Parole, als Massensuggestion, als Glaube eingeflößt werden, ohne daß er sich einen Augenblick darüber den Kopf zerbricht, ob dieses Ziel mit den vorliegenden Mitteln zu erreichen und im Rahmen der gegebenen sittlich-politischen Welt überhaupt vernünftig ist. Er macht das Unwahrscheinlichste möglich und achtet es kaum, wenn auf der vorgezeichneten Bahn die ganze Welt und er selber zugrunde geht. Die Macht des Gesetzes — auch wenn es nur ein nüchternes, für die parlamentarischen Zwecke zurechtgemachtes Flottengesetz ist — hält ihn gefangen wie ein übermenschlicher Zauber. Darüber vergißt er die andern, sich selbst, die Erfahrung und all die fremden Gesetze, mit denen er notwendig in einen tödlichen Konflikt geraten muß».

Die Weltgeschichte im 20. Jahrhundert vermögen wir noch nicht, wie wir gerne sagen, aus genügender Distanz zu sehen. Wenn wir aber beachten, wie sehr auch heute noch unser Urteil über Caesar, Karl den Großen, über die Reformation oder den Absolutismus, über die französische Revolution oder Bismarck schwankt, dann sollten wir begreifen, daß die zeitliche Distanz von den Ereignissen nicht die entscheidende Voraussetzung für die wahrhaftigste geschichtliche Erkenntnis ist. Gewiß fehlen uns für die neuesten Ereignisse noch Quellen, die einmal zutage gefördert werden können und unser Bild verändern müssen, aber wichtiger erscheint doch die historische Einstellung selber, zu der wir fähig sein sollten. Nur wenn wir zuerst die Vorgänge aus ihren eigenen, vor ihnen selber liegenden Voraussetzungen und Zusammenhängen heraus zu verstehen suchen und zugleich offen sind für den Augenblick, in welchem Entscheidungen gefallen sind, und erst dann nach den Folgen fragen, für die oft die Menschen früherer Zeiten nur höchst bedingt oder gar nicht verantwortlich gemacht werden können, es liege denn in ihrem Tun selber wirklich eine böse Tat, die fortzeugend Böses gebären muß, nur dann nähern wir uns einem gerechten Urteil. Nur objektiv feststellen können wir nur die gegenständliche, vor allem die quantitative Seite des Geschehens; die Verantwortlichkeit der geschichtlichen Persönlichkeiten vor Gott und der Menschheit können wir nur, wenn wir uns unter dasselbe Verdikt stellen, einigermaßen ermessen.

Unter solchen Gesichtspunkten stehend darf zum Schluß der Schweizer Historiker, der selber nur Ausschnitte des großen Weltgeschehens überblicken kann, der aber doch oft die Möglichkeit hatte, beide Parteien zu hören, bezeugen, daß in der hier besprochenen deutschen Geschichtschreibung ein neuer, einsichtsvoller und hervorragender Beitrag zu einem wahrhaft europäischen Gespräch über Vergangenheit und Gegenwart geleistet worden ist.

Möge er uns zu guten Hoffnungen berechtigen!

Leonhard von Muralt